Nr. 42 — **Leipzig, den 9. Oktober** — **1887**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post=Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Gottesliebe und Bruderliebe 3 — Das allgemeine Priestertum der Christen und seine Bethätigung in Welt und Kirche 2 — Bilder aus dem kirchlichen Leben Hollands: Aus Holland 1. Von der Vergangenheit — Zur Polenfrage 2 — Das Herrigsche Lutherspiel in Görlitz — Von christlicher Kunst: Die Holbeinsche Madonna; Ein Vaterunser von Gabriel Max; Pigleins Panorama der Kreuzigung Christi; Bilderbibeln; Paramentenausstellung in Krefeld; Die kirchliche Kunst auf der Katholikenversammlung — Aus der innern Mission: Gemeindediakonie; Das Wirtshaus; Eine Frau zur sozialen Frage in Sachsen; Zur Handwerkerfrage; Speisung armer Schulkinder in Kopenhagen — Verschiedenes: Zur Weimarer Rede des Pfarrers Thümmel; Windthorstspende; Grundsteinlegung zu einer evangelischen Kirche in Palmnicken; Elektrische Orgeln; Ein neues Lutherfestspiel; Noch einmal das Leipziger Albertvereinsfestspiel

Gottesliebe und Bruderliebe

3

Und dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. (1. Joh. 4, 21.)

Das hat also Johannes erwiesen, und wir mußten ihm zustimmen: Gottesliebe ohne Nächstenliebe ist ein Widerspruch in sich selbst. Johannes greift die Sache praktisch, konkret an: „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?“ Nun schließt er seine Erörterung ab: „Und dies Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.“ Das ist soviel wie: diesen sittlichen Grundsatz, den wir Christo verdanken, muß nun jeder, der unsrer Auseinandersetzung gefolgt ist, als unumstößliche Wahrheit zugeben, daß nämlich, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. So ist die ganze Gedankenreihe abgeschlossen, der Kette das letzte Glied angefügt; so klingt das Gedankenspiel in einen harmonischen Schlußakkord aus.

Und doch enthält dieser Schlußsatz zugleich einen neuen Gedanken, den Johannes freilich hier nicht weiter verfolgt, der uns aber jetzt ein wenig beschäftigen mag.

Wer Gott liebt, der soll auch seinen Bruder lieben. Wenn dieser Grundsatz zu Recht besteht und Gottes- und Nächstenliebe nicht zufällig neben einander stehen, so muß also die Gottesliebe eine, vielleicht die einzige Quelle der Nächstenliebe sein, so muß aus der Gottesliebe die Nächstenliebe hervorwachsen, wie aus einer gesunden Blüte die Frucht. Gewiß, so ist es auch. Die Gottesliebe ist die Kraft der Nächstenliebe.

Bruderliebe — das ist recht christlich verstanden nicht ein schwankendes, vorüberrauschendes Gefühl, das ist mehr: es ist Gesinnung, also etwas Dauerndes, Bewußtes und Gewolltes. Eine Gesinnung, die in mannichfachen Gefühlen, in Worten und Thaten sich äußert, dem farbenreichen Sonnenstrahl vergleichbar. Bald ist die Liebe Geduld, bald Versöhnlichkeit, bald Barmherzigkeit, bald Freude, je nachdem die Lage des Nächsten ist, an den sie sich wendet. Immer wechselnd und doch etwas Dauerndes; scheinbar etwas immer Verschiedenes, und doch stets ein und dieselbe Gesinnung.

Nun ist's Thatsache, daß wir Menschen viel eher auf unser Thun, als auf unsre Gesinnung durch unsern Willen Einfluß haben. Zu gewissen Thaten kann man sich zwingen — auch der Bösewicht kann sich, wenn es ihm vorteilhaft scheint, gute Thaten abzwingen —; aber auf unsre Gesinnung vermag der Wille unmittelbar so gut wie nicht zu wirken. Ja, die Werke der Liebe kann man aus Pflicht erfüllen; aber sich selbst das Gefühl des Erbarmens geben kann niemand. Alle Willensanstrengung ist hier fruchtlos. Als wirkliches Gesetz aufgefaßt ist es ein Unding zu sagen: Du sollst lieben! Du sollst dankbar sein! Du sollst vertrauen! Gesetze können nur auf Thaten sich beziehen; für die Gesinnung lassen sich nur Grundsätze aufstellen.

Also wenn nicht die Nächstenliebe uns angeboren ist, auch durch kein Gebot, sei's immer ein göttliches, in uns mit Notwendigkeit wach gerufen wird, so ist es ganz umsonst zu fordern: Du sollst lieben. Nun ist uns die Nächstenliebe, im umfassenden christlichen Sinne verstanden, nicht angeboren. Das bedarf keines Erweises. Die Thatsachen reden. Sieh ins eigne Herz: wie viel Gehässiges, Neidisches, Selbstsüchtiges regt sich darin. Aber wohl ist es wahr, daß gewisse Thatsachen und Eindrücke Liebe im Menschenherzen wachrufen. Von Natur trägt die Mutter das Kind auf liebendem Herzen. Ein Unmensch ist, der sein Vaterland nicht liebt. Der grausige Anblick eines Elenden weckt Mitleid auch in einem Herzen, das Christi Namen nie gehört hat. Aber sind diese Aeußerungen der Liebe schon christliche Liebe, dauernde Gesinnung? Verträgt sich mit diesen Liebesregungen nicht auch die Regung des Hasses? Dieselbe Mutter, die für ihr Kind große Opfer bringt, kann hartherzig und kalt gegen ihre Dienstboten sein. Derselbe glühende Patriot, der fürs Vaterland gern in den Tod geht, trägt als Kehrseite seiner Vaterlandsliebe vielleicht tötlichen Haß gegen den Feind. Derselbe gefühlvolle Mensch, der beim Anblick eines Elenden Thränen vergießt, ist ebenso leidenschaftlich im Zorn wider seinen Beleidiger. Nein, da ist keine christliche Liebesgesinnung, wo auch noch Haß, Geringschätzung, Gleichgiltigkeit Raum hat. Das heißt christlich lieben: immer lieben, den Nächsten in jeder Gestalt, in jeder Lage; mit demselben Erbarmen in das zorn- und haßzerwühlte Gesicht eines Feindes schauen, wie in das schmerzentstellte eines Leidenden, mit eben solcher Teilnahme, ja mit weit größerer noch in die abstoßenden Züge eines Verkommenen, wie in die lieblichen Augen eines schuldlosen Kindes. Solche Gesinnung, wie sie in Christo That und Wahrheit ist — nicht wahr, du möchtest sie haben? Du möchtest solch ein starkes, weites, inniges Herz haben? Du fühlst, das ist das Höchste und Größte — wird all unser Wünschen und Wollen uns dahin bringen?

Nein. Es bedarf einer Thatsache, die unser ganzes Herz einnimmt und damit erneuert; die einen solchen Eindruck auf uns macht, daß Lieben uns Bedürfnis, Notwendigkeit, Natur wird. Und es giebt eine, und nur eine solche Thatsache, die das vermag, die unser ganzes Herz bezwingt und erneut: das ist die Offenbarung der Gottesliebe an uns in Christo. Du mußt wissen und es erfahren: „Für mich“ ist Christus gestorben; du mußt den Strom von Gnade an dir erleben, der von Christo ausgeht; du mußt als Gotteskind dich getragen wissen von der ewigen Vaterliebe — und die Liebe Gottes wird in dein Herz ausgegossen.

Du lernst lieben — zunächst Gott. Ja, sich von Gott geliebt zu wissen und von ihm sich lieben lassen, ist denn das nicht ihn selbst lieben? Ist hier nicht geliebt werden und lieben eins? Es kann keiner sich als Kind Gottes fühlen, ohne daß nicht die herzlichste Zuneigung zu dem Gott der Liebe in

ihm lebt, ohne daß nicht eine Kraft der Liebe ihm gegeben wird. So erprobt man an sich die Liebe als eine unendliche, ja als die Lebensmacht, als das Höchste und Köstlichste. Darum ist nun Lieben Notwendigkeit, Bedürfnis. Wenn ich mit dem Elenden nicht Erbarmung hätte, würde ich nicht die Erbarmung verleugnen, die mir widerfahren ist? Wenn ich dem Feinde nicht vergeben wollte, würde ich nicht damit verzichten auf die Vergebung, die ich täglich von Gott empfangen muß? Wenn ich ungeduldig sein wollte mit den Leiden und Schwächen des Nächsten, würde ich damit nicht die Geduld Gottes verachten, auf die ich stetig angewiesen bin? Wo fände ich meinen Nächsten in einer Lage, darin er nicht ebenso liebebedürftig wäre wie ich? Und ferner, wo fände ich überhaupt einen Menschen, der nicht um Gottes willen einen Anspruch auf meine Liebe hätte? Wenn Gottesliebe allen gilt, und unter ihnen auch mir, und diese Liebe mein Besitz ist, muß ich dann nicht mit derselben Notwendigkeit lieben, wie Gott selbst?

Darum: lasset uns Gott lieben, oder was dasselbe ist: lasset unsre Herzen der Liebe Gottes gegen uns offen stehen, und Nächstenliebe hört auf Gesetz und Zwang zu sein: sie wird Freude und Bedürfnis; sie hört auf, wechselnde Empfindung und Laune zu sein, sie wird Gesinnung und Leben; sie läßt sich nicht Grenzen stecken und erlaubt sich nicht Ausnahmen; sie muß lieben, wo ein Herz schlägt. P D

Das allgemeine Priestertum der Christen und seine Bethätigung in Welt und Kirche

2

Es ist schon berührt worden, daß der Ausgangspunkt wie lange Zeit der Hauptträger jener Werke der Pietismus gewesen und geblieben ist. Die Möglichkeit besteht also jedenfalls, daß die Schranken des Erfolges doch im Wesen der pietistischen Frömmigkeit selbst begründet wären. Diese Möglichkeit wird auch derjenige zugestehen müssen, der, wie wir, das ganz eminente Verdienst des Pietismus auf diesem Gebiet bereitwilligst anerkennt.

Nun ist der Pietismus nicht das ursprüngliche reformatorische Christentum, auch keine geradlinige Weiterentwicklung desselben, sondern in vielen Punkten das Ergebnis einer Aufpfropfung fremdartiger, mittelalterlich katholischer Keime auf den Stamm der Reformation, ähnlich wie der Katholizismus aus einer Verbindung des Christentums mit dem Heidentum der römisch-griechischen Welt hervorgegangen ist. Der Pietismus hat aber darum trotz aller geschichtlichen Verdienste für die evangelische Kirche auch wirkliche Gefahren in sich getragen, die heute noch nicht überwunden sind. Es sei hier nur auf dasjenige hingewiesen, was unmittelbar in unser Thema einschlägt.

Der Pietismus hat einmal das allgemeine Priestertum beschränkt auf die sogenannten wahren Gläubigen, d. h. diejenigen, welche durch eine besondre, meist gewaltsame Bekehrung hindurchgegangen sind und eine Frömmigkeit mehr oder weniger mystischer und asketischer Färbung angenommen haben. Er hat diese Bekehrtenaristokratie der großen Masse nicht oder ungenügend Bekehrter gegenübergestellt und in jener die Verwirklichung der unsichtbaren Kirche gefunden. Er hat eben darum auch die Aufgaben der christlichen Liebe, die er in so ruhmreicher Weise aufgenommen hat, zu einer Sache der engeren Kreise gemacht, in denen seine Freunde sich zusammenfanden, und ihnen zugleich eine Färbung gegeben, in welcher sie denen fremd bleiben mußten, die sich gleichfalls gute Christen nennen durften und nur nicht auf jenen besondern Ton der Frömmigkeit und Lebensführung gestimmt waren. Der Pietismus hat aber endlich durch seine Grundstimmung die Energie seiner eignen Bestrebungeu teilweise geradezu gelähmt. Es hat allezeit unter seinen Freunden wahrhaft heldenmütige Vertreter der christlichen Liebe und Aufopferung gegeben, die nicht gerastet und geruht haben, bis die Erfüllung der großen Zwecke, die sie sich gesetzt hatten, erzielt oder angebahnt war. Aber daneben drängen sich bei ihm auch andre Eigenschaften in den Vordergrund. Bei der in seiner Mitte geübten Selbsterziehung, wie bei der Bildung andrer, überwiegt im Grunde doch weitaus nicht die frohe, vertrauensvoll siegesgewisse Stimmung, wird der Nachdruck nicht gelegt auf Ausbildung von entschlossenen, thatkräftigen Charakteren, welche die Welt mit dem christlichen Geiste überwinden, mit ihm erfüllen wollen; man steht ihr vielmehr mit einer gewissen Aussichtslosigkeit und Scheu gegenüber, mit der pessimistischen Anschauung, daß das Reich Gottes, soweit menschliche Arbeit in Betracht komme, doch hier auf Erden keine Stätte finden könne, daß die äußerste Möglichkeit die Sammlung der wirklichen Gotteskinder sei und die Bekehrung derer, die man eben noch erreichen könne, und man erwartet die letzten Ziele der christlichen Weltentwicklung nur von Gottes unmittelbarem Eingreifen. Man steht auch vor der Welt mit der Sorge, daß eine unbefangene Berührung mit ihr, eine energische Bewegung in ihr zugleich der Seele Gefahr bringe, jedenfalls die innere Harmonie der Stimmung, das Gefühl der Nähe Gottes dadurch gestört, unterbrochen werde. Nicht alle diese Züge finden sich überall zusammen oder einzeln in gleicher Stärke und Reinheit; aber sie fehlen doch auch heutigen Tages nirgends ganz, wo das lebendige Christentum — ob es sich nun pietistisch, konfessionell oder biblisch nennen möge — vom Pietismus der Vergangenheit berührt ist.

In allen jenen Punkten aber stellt der Pietismus einen vollen Gegensatz gegen diejenige Weltanschauung, Lebensführung und Charakterbildung dar, welche Luther in seiner Reformation begründet hat. Wohl hat Luther auch einmal als das Ideal aufgestellt, daß man die wahren und vollkommenen Christen zusammenbrächte und so die Gemeinden auf das Prinzip der Freiwilligkeit gründete. Aber er selbst hat den Gedanken sofort wieder verworfen: es würde nur eine „Rotterei" daraus werden. Seine Grundanschauung bleibt vielmehr immer, daß eine Christengemeinde überall da sei, wo Wort und Sakrament recht verwaltet werden, auch wenn deren Wirkungen zunächst nicht erkennbar, die Gemeinde also unsichtbar sei. Der Segen dieses Gemeindelebens liegt nach seinem Sinn ganz wesentlich auch darin, daß so das Evangelium durch Wort und Wandel der wahrhaften Christen auch an den übrigen zur Wirkung komme, ein Vorzug, der da mindestens schwer geschädigt werden muß, wo man sich über diese erhebt, sie bevormunden oder gar sich von ihnen trennen will. Und der Segen dieser Auffassung der Gemeinde und ihres Priestertums liegt wieder darin, daß der Gemeinsinn nicht an der Enge der Konventikel oder des besondern Kreises von Gesinnungsgenossen haften bleibt, sondern über das ganze Gebiet der evangelischen Christenheit hinschaut und alle Kräfte derselben in Bewegung setzen, in Mitarbeit und Mitgenuß ziehen will.

Sodann aber ist das Verhältnis, das Luther dem Christen der Welt gegenüber anweist, nicht die Zurückziehung von ihr, sondern die Bewährung in ihr, die Ueberwindung derselben; nicht die Furcht, die Nähe Gottes in ihr zu verlieren, sondern die Gewißheit, daß die Gemeinschaft mit Gott in Christus in Höherem liegt und fester begründet ist als in Stimmungen, die bei ruhiger Arbeit in der Welt gefährdet werden; nicht die Verzweiflung an dem endlichen Sieg und Erfolg christlichen Handelns, sondern die Ueberzeugung, daß der von geduldiger und vertrauensvoller Zuversicht begleiteten christlichen Thatkraft die Welt sich beugen müsse. Liegen darin nicht andre Mächte zum Siege? Ist nicht erst das der Glaube, der die Gewähr der Weltüberwindung in sich trägt?

Mit dieser Auffassung der Aufgabe würden aber gewiß auch Schranken fallen, die bisher weite Kreise vom Handanlegen fernhalten. Man ist hier nicht geneigt und imstande, sich die besondre, oft von starken Wogen der Empfindung und Empfindungsseligkeit getragene Stimmung, welche vom Pietismus als die eigentlich christliche gepflegt wird, anzueignen; man findet den Ton der Verhandlungen und der ganzen sogenannten erbaulichen Rede- und Schreibweise, die sich in den Dienst der christlichen Gemeinwerke stellen, nicht eben geschmackvoll und erwärmend, und man hält es für mindestens nicht anziehend, daß die Aufrichtigkeit der Teilnahme nach dem Maße des Eingehens auf jene Stimmung und Redeweise beurteilt wird. Man ist im eignen religiösen Empfinden und Wollen eine nüchternere Art gewöhnt und ist sich bewußt, daß man trotzdem des kräftigen

Schwunges keineswegs entbehrt. Wer schon öfter Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins und der Missionsvereine angewohnt und sie mit einander verglichen hat, wird mich verstehen. Gewiß läßt sich nicht sagen, daß die Beteiligung und das Interesse an der Mission ihrer Natur nach eine andre und etwa in höherem Maße christliche Gesinnung und Stimmung erfordere, als die am Gustav-Adolf-Vereine. Beide sind in eminentem Sinne Angelegenheiten der gesamten evangelischen Christenheit, und beide sind auch, wenn man will, in gleichem Maße einer gewissen Gefahr der Verweltlichung ausgesetzt. Wenn man diese Gefahr bei der Mission bisher weniger empfunden hat, so kam das doch nur von dem Mangel einer überseeischen Stellung unsers Volkes. Trotzdem springt der Unterschied in Behandlung der beiden Angelegenheiten in die Augen. Der Gustav-Adolf-Verein hat sich in kurzer Zeit zu einer wirklich ökumenischen Sache der evangelischen Kirche entwickelt und fast alle Kreise in sein Interesse gezogen. Die Mission dagegen steht großenteils noch im Geruch einer ausschließlich pietistischen oder pastoralen Sache und findet darum viel weniger Teilnahme. Auch die politischen und wirtschaftlichen Interessen, die sich an dieselbe in neuester Zeit geknüpft haben, haben daran bisher nichts geändert. Der Aufruf für Beiträge zur Mission in den neuen Schutzgebieten ist, aufs Ganze gesehen, einer geradezu traurigen Gleichgiltigkeit begegnet. Sollte dieser große Unterschied nicht wesentlich auch darin seinen Grund haben, daß der Gustav-Adolf-Verein von vornherein einen viel lichteren und zugänglicheren, einen weniger pietistischen Ton angeschlagen hat? Eben dasselbe läßt sich aber auch bei andern Vereinen helfender und rettender Liebe bemerken.

Wenn wir aber an der Auffassung der Kirche und des allgemeinen Priestertums, welche Luther vertritt, festhalten wollen, so ergiebt sich die notwendige Folgerung, daß jedes gemeinsame Werk nur dann wirklich Gemeingut der ganzen Kirche werden kann, wenn es dem weiten Sinne der echten Lutherischen Reformation entspricht. Freilich gemeinsame Sache der Kirche im vollen Sinne können solche Werke auch nur dann werden, wenn wirklich alle Kreise sich zu denselben drängen und gerade in diesem Handanlegen und Mitarbeiten die vornehmste Bethätigung ihres Priestertums in der Welt suchen.

In der Geltendmachung der Rechte der Laien auf Anteil an der Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung der Kirche liegt dieselbe nicht. Gewiß wird heutzutage jedermann die stärkere Vertretung der Gemeinden in diesen Funktionen, wie sie jetzt in den meisten größeren Kirchen Deutschlands besteht, mit Freuden begrüßen: ist doch, um nur eines zu erwähnen, der Opfer- und Gemeinsinn entschieden sehr erfreulich gewachsen, seitdem die Gemeinden z. B. bei der kirchlichen Besteuerung mitzureden haben. Aber Verfassungsfragen als solche stehen für die evangelische Kirche immer erst in zweiter und dritter Linie. Und wenn die inneren politischen Kämpfe im deutschen Reiche und in Preußen während der letzten Jahrzehnte zum Ueberfluß gezeigt haben, wie wenig die gleichmäßige und gesammelte Entwicklung des Staatslebens durch wechselnde parlamentarische Majoritäten gefördert wird, so haben wir auf kirchlichem Gebiete nicht nur wechselnde, sondern überhaupt alle Majoritäten zu fürchten, welche das Recht und die Macht der Majorität geltend zu machen gedenken.

Noch viel weniger genügt es freilich, sich über die hierarchische Erhebung des Amtes oder die büreaukratische Bevormundung der Gemeinden zu erbosen und sich eben darum von den allgemeinen Aufgaben der Kirche fernzuhalten. Hier gilt immer wieder das bittere und hoffnungslose Wort, das der letzte Vertreter des allgemeinen Priestertums in der werdenden katholischen Kirche, Tertullian, den Laien unter seinen Zeitgenossen zugerufen hat: „Wenn wir uns gegen den Klerus erheben und entrüsten, dann sind wir alle eins, dann sind wir alle Priester, weil Christus uns zu Priestern vor Gott unserm Vater gemacht hat. Wenn wir aber die Priesterpflichten übernehmen sollen, dann legen wir die Priesterbinde ab.“ Auf diesem Wege aber wird sich die „Laienschaft“ niemals, trotz aller Verfassungen, die äußern Rechte des allgemeinen Priestertums dauernd sichern.

Es bleibt dabei, der vornehmste Schauplatz zur Ausübung desselben im Leben der Gemeinschaft ist das Feld der Aufgaben, welche die helfende und rettende Liebe in Kirche und Welt findet. Hier können sich alle „Parteien“ versöhnend und versöhnt die Hand reichen zu gemeinsamem Schaffen. Wer an dem Geiste, in welchem dieses oder jenes Werk dermalen betrieben wird, Anstoß nimmt, der sei dessen gewiß, daß nicht durch verstimmtes Fernbleiben, sondern nur durch entschiedene Mitarbeit die Sache gebessert und das Recht der eignen Stellung zu derselben siegreich dargethan werden kann, und daß hier nur die Stärke und Nachhaltigkeit der Liebesthätigkeit ein wirkliches Uebergewicht verleiht. Wie oft hat unser gewaltiger Staatsmann den geärgerten Parteien der Verneinung zugerufen, daß sie bei solchem Verhalten nichts erreichen können, daß nur thätiges Mitschaffen Einfluß verleiht, und daß die mächtigen Bewegungen der Zeit sich nur zermalmend gegen die wenden, die unzufrieden, weil nicht alles nach ihrem Sinne geht, jeder Arbeit ihre Hilfe versagen. Gerade so ist es auf kirchlichem Gebiete. M-G

Bilder aus dem kirchlichen Leben Hollands

Aus Holland

1. Von der Vergangenheit

Holland ist, wie bekannt, ein protestantisches Land. Sehr bald, nach Luthers kräftigem Auftreten in Deutschland, drang das Licht der Reformation auch in den Niederlanden durch. Viel, sehr viel haben unsre Väter zu leiden gehabt, weil sie Gott dienen wollten nach seinem Worte und nach der Stimme ihres Gewissens. Tausende und Abertausende haben für ihren Glauben den Tod erlitten; achtzig Jahre lang führte man Krieg mit Spanien für die Freiheiten des Volkes. Mehr noch als Luther übte jedoch Calvin Einfluß auf die kirchliche Richtung hierzulande. Das durch seinen mächtigen Geist aufgestellte System entsprach sehr unsrer Volksart und dem Bedürfnis unsrer Vorfahren. So bildeten denn auch sehr bald die Calvinisten, die Reformirten, die Mehrzahl der Protestanten in Holland.

In verschiednen Synoden wurde an der Organisation der reformirten Kirche gearbeitet, bis endlich in der Nationalsynode zu Dordrecht, in den Jahren 1618 und 1619, welcher auch Abgesandte ausländischer Kirchen beiwohnten, die Organisation beendigt wurde, gleichzeitig mit der Säuberung der reformirten Kirche durch Verurteilung und Ausstoßung der Remonstranten. Als Lehrnorm der kirchlichen Gemeinschaft nahm diese Synode das Niederländische Glaubensbekenntnis (Confessio Belgica) an, den Heidelberger Katechismus und die fünf Lehrsätze, welche sie gegenüber den Irrtümern der Remonstranten aufgestellt hatte (Canones Dordracenses), während sie gleichzeitig eine Kirchenordnung aufstellte, die sehr unvollständig war und nachlässig gemacht, die aber doch bis zum Jahre 1816 die offizielle Kirchenordnung der Reformirten in Holland geblieben ist, obgleich sie, infolge des Widerstandes der politischen Obrigkeiten, bei weitem nicht überall eingeführt wurde. — Vielleicht wird mancher fragen, ob denn die Obrigkeit das Recht hatte, die Einführung einer von der Kirche selbst eingesetzten Ordnung zu hindern. Man berücksichtige jedoch, daß die reformirte Kirche in Holland die Staatskirche war und beinahe in jeder Hinsicht von der Obrigkeit abhing. Die obengenannte Nationalsynode hätte sich ohne Zustimmung der Obrigkeit nicht versammeln können, und wie oft auch später darauf gedrungen wurde, hat die Regierung nach 1618 niemals wieder zu einer Synode ihre Zustimmung geben wollen, sodaß die kirchliche Bestimmung, daß alle drei Jahre eine Nationalsynode zu halten sei, immer ein toter Buchstabe geblieben ist.

Wohl hat die reformirte Kirche durch ihre Stellung als Staatskirche großen Vorteil gehabt, jedoch kam sie dadurch auch in sehr unangenehme Lagen und mußte sich oft viele Schmähungen gefallen lassen. Die Obrigkeit unterstützte sie mit Macht und Geld. So wurden die mit der Abhaltung von Provinzialsynoden verbundenen Kosten vom Staate bezahlt, während viele Klassen*) für ihre Zusammenkünfte Zulagen erhielten und viele

*) Der Ausdruck findet im weiteren seine Erklärung. Man könnte Classis etwa mit Kreis, bez. Kreissynode übersetzen. D H

Prediger von Landes wegen besoldet wurden. Die reformirte Religion war der staatliche Gottesdienst und deshalb war es auch, um eine Regierungsanstellung zu bekommen, das erste Erfordernis, daß man sich zu ihr bekannte. Die Verbreitung von Lehren, welche von ihrem Bekenntnis abwichen, wurde durch Verordnung verboten, und wenn auch Dissidenten geduldet wurden, so mußten sie doch oft empfinden, daß sie in allem hinter den Reformirten zurückstanden.

Freiheit, ihre Ansichten zu verbreiten, hatten nur die Reformirten, und zahllos sind die Beispiele von Katholiken, Remonstranten, Baptisten und Sozinianern, welche zu Buße verurteilt und selbst ins Gefängnis geworfen wurden, weil sie entgegen den Verordnungen und Ordonnanzen ihre Meinung etwas zu frei aussprachen. Dem entsprach es dann auch wieder, daß die Obrigkeit bei der Kirche allerlei Rechte hatte und sich immer mehr anmaßte. Sie setzte ohne weiteres, wenn es ihr gut schien, Prediger ab; sie befaßte sich mit Dingen, die sie nichts angingen, und hatte schließlich immer die höchste Macht in der Kirche. Im Laufe der Zeit führte das zu allerlei Konflikten, meistens gab die Kirche schließlich nach, und legte demütig die Hände in den Schoß.

Wir sagten schon, daß in Dordrecht durch die Nationalsynode die Lehre der Kirche festgesetzt wurde. Nach der Kirchenordnung mußten alle Prediger die genannten drei Formeln der Uebereinstimmung bei ihrem Dienstantritt unterschreiben. Man meinte nur auf diese Weise die Einheit der Lehre bewahren und die Kirche gesund erhalten zu können. Das war, wenn man nur das in die Augen Fallende betrachtet, vollkommen wahr. Es ist nicht zu leugnen, daß das Bestehen eines abgerundeten, vollkommen klar gemachten Lehrsystems, welches enthielt, was man zu glauben und was man zu verwerfen hatte, nicht nur für viele Schwache eine Rettung war und vielen geistig Trägen eine gewisse Beruhigung gab, sondern auch bewirkte, daß die Kirche nach außen einen gewissen Glanz ausstrahlte und den Eindruck der Einigkeit und Macht erweckte. Die Prediger unterschrieben denn auch die Formeln, und alles, was reformirt war, schwor bei den Bekenntnisschriften. Jemand der Unrechtgläubigkeit zu beschuldigen, galt für eine schwere Beleidigung, und selbst diejenigen, welche augenscheinlich nicht reformirt waren, suchten ihre abweichende Meinung doch noch immer, unter Berufung auf die Formeln, zu verteidigen, und hätten um keinen Preis den reformirten Namen preisgegeben, so sehr galt es beinahe für eine Todsünde, mit den Bekenntnisschriften im Streit zu sein. Inzwischen gab es im Verborgenen noch Ketzer genug, welche jedoch öffentlich die Formeln als Wahrheit erkannten, da sie fürchteten, sonst aus Amt und Gehalt vertrieben zu werden, während die große Menge, und auch nicht wenige unter den Predigern, nur gemütlich nachsagten, wovon die Kirche nun einmal dekretirt hatte, daß man es glauben müsse.

Das verhinderte nun nicht, daß das Leben oft der Lehre sehr wenig entsprach. Die asketischen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, alles Männer von unverdächtiger Rechtschaffenheit, klagen allgemein über die schreckliche Verderbtheit der reformirten Kirche. Und das ist kein Wunder, wenn wir den ärgerlichen Lebenswandel betrachten, den sehr viele Prediger führten. Trunkenheit war unter ihnen eine sehr gewöhnliche Sünde, welche wiederholt vorkam und gegen welche fast nichts gethan wurde. Gewiß gab es unter ihnen gute, fromme, eifrige Männer; allein das Studium der Archive lehrt uns, daß die Mehrzahl der Prediger der reformirten Kirche im siebzehnten Jahrhundert recht viel zu wünschen übrig ließ.

Man sieht daraus, daß das Bestehen einer Kirchenordnung, auf rein reformirte kirchenrechtliche Grundsätze gegründet, und das Unterschreiben von Einheitsformeln die reformirte Kirche in Holland durchaus nicht vor allerlei Elend bewahrt hat, und daß sie dadurch in keiner Weise dem Ideal entsprach, welches sie selbst und die Besten in ihr sich vorgestellt hatten.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ließ sich auch in der reformirten Kirche hierzulande unter Predigern und Laien der Einfluß des Rationalismus bemerken. Obgleich man vor der Welt noch immer die Formeln in hohen Ehren hielt, hatte man thatsächlich doch schon mit ihnen gebrochen. Außerdem fingen viele an, sich der Kirche zu entfremden. Da kam die Revolution von 1795. Prinz Wilhelm V., der Statthalter, flüchtete nach England, und es entstand die Batavische Republik. Die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sollten fortan in Anwendung kommen. Wurden früher die Dissidenten von den Reformirten und das Volk von den Aristokraten unterdrückt, so sollten jetzt „die Menschenrechte und die bürgerlichen Rechte“ gehandhabt werden, und alle sollten vor dem Gesetze gleich sein.

Natürlich hörte die reformirte Kirche jetzt auf, Staatskirche zu sein. Dadurch wurde sie frei und konnte sich nun ganz und gar selbst regieren, ohne weiter in kirchlichen Dingen um die Gutheißung der Obrigkeit bitten zu müssen. Das war in Wirklichkeit für die Kirche ein Segen. Es hatte aber auch seine Schattenseite. Mit der Trennung von Kirche und Staat fielen auch alle Vorteile weg, welche die reformirte Kirche bis jetzt genossen hatte. Und was wohl am schwersten war, alle Verwaltungskosten, die früher der Staat getragen hatte, mußten nun aus den eignen Mitteln der Kirche bestritten werden. Dazu kamen für sie noch allerlei andre Unannehmlichkeiten, die ihr viel pekuniären Schaden verursachten. Das war nun, nach Jahren der Herrschaft, eine Zeit tiefer Erniedrigung und trauriger Leiden für die Kirche. Nach und nach wurde es wohl etwas besser; allein alle Gefahr war erst vorbei, als die Franzosen verschwanden und Oranien zurückgekehrt war.

Während dieser ganzen Zeit, von ihrem Entstehen bis zur Wiederherstellung von Holland, war die reformirte Kirche immer auf dieselbe Weise regiert worden. In ihrer Organisation war, was auch im Laufe der Zeit sich sonst änderte, nicht die geringste Aenderung eingetreten. Es ist hier am Orte, in einzelnen kurzen Zügen diese Organisation zu schildern. Mit Hinsicht auf das, was ich später werde zu erzählen haben, erinnere ich daran, daß die Organisation, so wie ich sie hier beschreibe, von der Dordrechter Kirchenordnung vorgeschrieben war, also von derselben Kirchenordnung, die eine Partei, welche zum Teile noch in unsrer Kirche ist, zum Teile aber bereits außer derselben steht, wieder aufs neue eingeführt sehen will. An der Spitze jeder Gemeinde stand ein Kirchenrat, bestehend aus den Predigern und einer gewissen Anzahl von Presbytern. Nur wo die Anzahl der Presbyter sehr klein war, konnten auch die Diakonen, deren Beruf die Versorgung der Armen war, zu dem Kirchenrat genommen werden. Dieser Kirchenrat verwaltete die Gemeinde, hatte die Aufsicht über sie, übte die Zucht und hatte, so lange er sich an die Classical- und Synodalvorschriften hielt, ein ziemlich großes Maß von Selbständigkeit. Bei der Wahl des Kirchenrates hatte die Gemeinde beinahe nichts zu sagen. Wo das Ernennungsrecht eines Predigers nicht dem Patron einer Gemeinde zustand, berief der Kirchenrat mit den Diakonen den Geistlichen, jedoch nicht ohne die Obrigkeit und die Classis zu benachrichtigen. Das Recht der Gemeinde bestand nur darin, daß sie innerhalb der vierzehn Tage, wo der Berufene ihr vorgestellt wurde, Beschwerde gegen ihn vorbringen konnte. Bei der Ernennung von Presbytern und Diakonen konnte die Gemeinde unter zweien wählen, die von dem Kirchenrat mit den Diakonen vorgeschlagen wurden. Thatsächlich hatte also der Kirchenrat, unter einiger Beschränkung, das Recht der Kooptation.

Einige Nachbargemeinden, oft bis vierzig und fünfzig, bildeten zusammen eine Classis. Diese Classes mußten wenigstens viermal jährlich zusammen kommen, um die gemeinsamen Interessen der Gemeinden zu besprechen und darüber zu beschließen. Zu diesen Versammlungen mußte jede Gemeinde einen Prediger und einen Presbyter schicken, und wenn eine Gemeinde mehr als einen Prediger hatte, so konnten diese alle zu der Versammlung kommen und hatten Stimmrecht. So schrieb es wenigstens die Kirchenordnung vor, obgleich in Wirklichkeit die Presbyter meistens nicht geschickt wurden. Diese Classicalversammlungen hatten Recht zu sprechen über Streitigkeiten der einzelnen Gemeinden der Classis, welche nicht durch den Kirchenrat ausgemacht werden konnten: es war erlaubt, von einem Beschlusse des Kirchenrates an die Classis zu appelliren. Auch wurden in diesen Versammlungen die Prüfungen der Kandidaten für das

Kirchenamt abgenommen. Ein Kandidat mußte nämlich zuerst vor der Classis, wo er wohnte, ein Examen praeparatorium machen und nachher ein Examen peremptorium vor der Classis, in welche er berufen war. Endlich gehörte auch noch zu dem Amte der Classis die jährliche Kirchenvisitation, zu welcher die Classicalversammlung wenigstens zwei der ältesten, erfahrensten und tüchtigsten Prediger abordnen mußte, welche darauf zu sehen hatten, daß alle Prediger, Kirchenräte und Schullehrer ihres Amtes getreulich warteten, in der Lehre fest blieben, in allem nach der Kirchenordnung handelten u. s. w.

Laut Kirchenordnung mußten vier oder fünf benachbarte Classes einmal jährlich zu einer Partikularsynode zusammenkommen. Man hatte jedoch in ganz Holland nur acht solche Partikularsynoden, und da jede derselben von den Classes einer Provinz gehalten wurde, nannte man sie gewöhnlich Provinzialsynoden. Die Provinz Zeeland hatte aber keine Synode, weil die Staaten dieser Provinz zu der Abhaltung einer solchen keine Erlaubnis geben wollten. Die Synode von Südholland bestand aus elf Classes, die von Drenthe und Utrecht jede aus drei. Man hielt sich also nicht sehr genau an die Kirchenordnung. Jede Classis sollte zwei Prediger und zwei Presbyter zu solch einer Synode abordnen. Wie wenig man sich aber daran zu halten brauchte und wie auch in den Synoden manchmal der Klerikalismus herrschte, ergiebt sich daraus, daß in der Provinz „Stadt und Land“ (auch wohl nach der Hauptstadt der Provinz „Groningen“ genannt) die Synode aus zwanzig Predigern und einem Presbyter bestand. Diese Partikular- oder Provinzialsynoden wurden in der Mitte des Jahres gehalten und dauerten einige Tage; sie hatten die Angelegenheiten der Gemeinden ihres Bezirkes zu behandeln, die nicht durch eine Classis abgethan werden konnten, ferner Differenzen unter den Classes selbst auszumachen und als höhere Instanz zu entscheiden über Urteile der Classes. Gegen ihre Urteile gab es keine Appellation. Ferner erließen sie allerlei Bestimmungen, nach welchen sich die unter ihnen stehenden Gemeinden zu richten hatten. Da sie nur einmal jährlich zusammen kamen, ernannte jede Synode am Schlusse der Versammlung einige Synodaldeputirte, welche die Beschlüsse der Synode ausführten und die Geschäfte während des ganzen Jahres im Gange erhielten.

Ueber der Provinzialsynode sollte nun nach der Kirchenordnung eine Nationalsynode stehen, in welcher alle Kirchen des ganzen Landes vertreten sein sollten. Wir haben aber schon oben gesehen, daß die Obrigkeit nach dem Jahre 1618 nie wieder die Erlaubnis zur Abhaltung einer solchen Synode geben wollte. Das hatte aber zur Folge, daß die verschiednen Provinzialsynoden, die wohl durch Abgeordnete mit einander in Korrespondenz standen, doch manchmal nicht gehörig zusammenwirkten. Jede Provinzialsynode war nun doch autonom und ordnete ihre Angelegenheiten nach eignem Gutdünken, sodaß in einer Provinz erlaubt war, was in der andern verboten war. So bestand denn auch oft kein geringer Unterschied, und hatte man hier diese, dort wieder andre Bestimmungen. Eine wirkliche Einheit gab es nicht. Von Einer reformirten Kirche in Holland konnte man nicht sprechen. Im Gegenteil, man hatte in Holland neun reformirte Kirchen, die in der Regel wohl in freundschaftlichem Verhältnis zu einander standen, aber doch jede für sich ganz selbständig waren und die Erlaubnis der Obrigkeit haben mußten, um mit einander Korrespondenz zu pflegen.

Diese Organisation blieb bestehen bis zum Jahre 1816, wo König Wilhelm I. die verschiednen Provinzialkirchen unter dem Namen „Niederländische reformirte Kirche“ vereinigte und dieser Kirche eine Organisation gab, die im Jahre 1852 eine prinzipielle Aenderung erfahren hat. Gegen diese Organisation wird gegenwärtig sehr laut protestirt durch eine Partei in der Niederländischen reformirten Kirche, die sich reformirt par excellence nennt und in der Rückkehr zu der früheren Organisation und in der Wiederannahme der Kirchenordnung von 1618 das Heil der Kirche und Genesung ihrer Schäden zu finden meint. Dadurch ist ein heftiger Streit entbrannt. Manche Gemeinde ist durch diesen Streit fast ganz verwüstet, und die gesamte Kirche nimmt, auf der einen und der andern Seite, lebhaften Anteil daran. Viele Prediger und Kirchenräte, welche die genannte Kirchenordnung eigenmächtig wieder für ihre Gemeinden eingeführt und die kirchlichen Reglements beiseite gesetzt haben, wurden zuerst suspendirt und dann abgesetzt und treten nun auf unter dem Namen von Doleerenden (Schmerzleidenden, Klagenden). An der Spitze dieser Doleerenden steht ein außerordentlich begabter Mann von großer Gelehrsamkeit, Dr. Abraham Kuyper, welcher erst Prediger in der Niederländischen reformirten Kirche war, dann Abgeordneter (Mitglied der zweiten Kammer), jetzt Professor der Theologie an der von ihm gestifteten reformirten Universität. Als Redakteur der Standaard, eines politischen Tageblattes, das sich aber auch sehr in den kirchlichen Streit mischt, und des Herant, eines populären theologisch-kirchenrechtlichen Wochenblattes, gebraucht er seinen ganzen Einfluß, um die Orthodoxen, die nicht mit ihm gehen, sondern die Niederländische reformirte Kirche lieb haben, zu bekämpfen. Die ausgezeichnetsten, allgemein als Gläubige anerkannten Männer, wie weiland Prof. Dr. van Oosterzee, Prof. Dr. Doedes, Prof. Dr. Gunning, Prof. Dr. Beets, Prof. Dr. van Toorenenbergen, Dr. Bronsveld, Ds. van Dyk, Ds. Buytendyk und so viele andre, hat er bereits bei der Gemeinde verdächtigt und als Ketzer hingestellt, die des Vertrauens nicht mehr wert seien. Er selbst, der doch noch vor kurzer Zeit Presbyter in der Niederländischen reformirten Kirche war und als gewesener Prediger noch an einem Fonds dieser Kirche Teil hat (an der Witwenkasse), hat erklärt, diese Kirche auf das Tiefste zu hassen, und von ihrer Organisation gesagt, „sie sei dreimal und nochmals dreimal von dem Herrn der Heerscharen verflucht.“

Ueber diese Organisation, ihr Wirken und die gegen sie erhobenen Beschwerden hoffen wir später unsern Lesern eines und das andre mitzuteilen. Erst wenn man sie kennt und mit den früheren und gegenwärtigen Zuständen einigermaßen vertraut ist, kann man sich eine Vorstellung machen von der Bedeutung des jetzt in Holland auf kirchlichem Gebiete mit Bitterkeit geführten Streites. v B

Zur Polenfrage

2

Gegen Sachen, wie sie in Marpingen und Lourdes passirt sind, hilft kein Gendarm, sondern nur die Schule, sagte unser großer Staatsmann einmal. Nun wohl, die Schule kann viel helfen, und von den Zeiten der Reformation her ist es der evangelischen Kirche eifrigstes Bemühen gewesen, diese Helferin der Kirche zu fördern. Es ist auch in jüngster Zeit gerade in Westpreußen staatlicherseits außerordentlich viel für Hebung und Förderung des Schulwesens geschehen. Aber sie hat nicht geleistet, was sie hätte leisten können, weil sich die Staatsregierung in dem verhängnisvollen Irrtume befand, daß sie meinte, durch Erlernung der deutschen Sprache allein schon die Polen zu guten Deutschen zu machen. Können etwa die gebildeten Polen, die polnischen Reichs- und Landtagsabgeordneten sich nicht hinlänglich gut in der deutschen Sprache ausdrücken und sind dabei doch die fanatisirtesten Polen? Um aber zu diesem Ziele, der möglichst schnellen Erlernung der deutschen Sprache seitens polnischer Kinder, zu gelangen, wurde überall simultanisirt. Die deutschen Kinder sollten ein Ferment sein in polnischen Schulen; auf sie sollten sich die Lehrer stützen, und durch sie sollten die polnischen Mitschüler leichter und schneller, als es sonst möglich gewesen wäre, die deutsche Sprache erlernen. Fast überall wurden die evangelischen Schulen aufgehoben und in Simultanschulen verwandelt. Zuerst widersetzte sich die römische Kirche; aber in ihrer gewohnten Findigkeit merkte sie sehr bald, daß ihr dadurch am besten in die Hände gearbeitet würde, und fanatische Katholiken hörten nicht bloß auf zu widerstreben, sondern unterstützten sehr bald eifrigst die Simultanisirung. Blühende evangelische Schulen mit fünfzig bis sechzig Kindern wurden aufgehoben; die Kinder steckte man in drei bis vier oder auch mehr Simultanschulen, sodaß auf hundert katholische Schüler etwa zehn bis zwanzig evangelische kamen. Letztere sprechen von Hause aus ebenso gut polnisch als deutsch; trotz Befehl des Kreisschulinspektors, trotz Prügeln des Lehrers ist und bleibt nun

einmal die Umgangssprache der Kinder die polnische. Die ersten beiden Schuljahre werden und müssen zur Erlernung der deutschen Sprache verwandt werden: so gehen den deutschen evangelischen Kindern zwei Schuljahre verloren. Die Fortschritte, welche sie in den nächsten sechs Jahren machen, sind auch gering: in den Realien wird ja gar nicht mehr in den stark polnischen Landesteilen unterrichtet. Viele erreichen, immer durch ihre polnischen Mitschüler aufgehalten, nicht bis zum vierzehnten Jahre die schon auf das geringste Maß beschränkte Reife zur Entlassung aus der Volksschule und müssen nun noch über dieses Alter hinaus die Schule besuchen: wie das die Eltern, die, in ärmlichen Verhältnissen lebend, ihre Kinder zu häuslichen Arbeiten notwendig gebrauchen, erbittert, läßt sich denken.

Eine Folge der Simultanisirung ist nun aber auch die, daß in jeder Schule Kinder sind, die einer andern Konfession angehören als der Lehrer. Diese erhalten von einem andern benachbarten Lehrer ihrer Konfession Religionsunterricht. Einem vor einiger Zeit aus Marienwerder abberufenen Regierungsrate wurde nachgerühmt, daß unter seiner Leitung der Schulangelegenheiten es dahin gekommen wäre, daß mit ganz geringer Ausnahme alle Kinder des Bezirks konfessionellen Religionsunterricht erhielten. Als Antwort darauf wurde auf einer westpreußischen Kreissynode unwidersprochen von zwei Pfarrern die zunächst ja wohl recht paradox klingende Behauptung aufgestellt: „Die Erteilung des evangelischen Religionsunterrichts an evangelische Kinder in katholischen Schulen ist ein sehr wirksames Mittel zur Förderung des Polonismus und Unterdrückung des Deutschtums." Die Sache verhält sich nämlich so: Ist die Gemeinde leistungsfähig, und dafür erachtet sie die Regierung fast immer, so hat sie ohne Rücksicht auf das Bekenntnis die Kosten für den konfessionellen Religionsunterricht aufzubringen. Hat also nun ein polnischer Besitzer in seinem Dorfe fünf evangelische Familien mit zehn Kindern, muß er dafür jährlich etwa hundert Mark Remuneration für Erteilung des evangelischen Religionsunterrichts zahlen. Wer will es ihm da verdenken, wenn er diesen Familien kündigt und in Zukunft nur polnisch-katholische Tagelöhner nimmt; kommt ihm doch jede evangelisch-deutsche Familie bis zwanzig Mark teurer als eine polnische. Ja auch einem evangelischen Besitzer ist es nicht so sehr übelzunehmen, wenn er sich sagt: Was kommt es auf ein paar Deutsche mehr oder weniger auf meinem Gute an; warum soll ich gegen meinen polnischen Nachbar im Nachteile sein; warum soll ich bei diesen schweren Zeiten nicht hundert Mark sparen? Schlimmer noch geht es in einem Bauerndorfe. Ist es vorwiegend polnisch, sieht man den deutschen Bauer überhaupt nicht gern dort; sollen aber seine Mitbewohner nun für seine Kinder der verhaßten Lehre Luthers wegen sogar noch Lasten tragen, so suchen sie ihm den Aufenthalt daselbst derartig zu verleiden, daß er bald davongeht. Es ist eine von mir regelmäßig beobachtete Erscheinung, daß bald nach Einführung der Erteilung des evangelischen Religionsunterrichtes in einer Schule mit überwiegend katholischen Schülern die Zahl der evangelischen rapide abnimmt, wohl um die Hälfte und oft noch viel mehr. Meines Erachtens müßte gerade in dieser Beziehung schleunigst Wandel geschaffen werden, und wenn nicht anders, aus dem Kolonisationsfonds die Kosten des konfessionellen Religionsunterrichts bestritten werden. Das wird, nebenbei gesagt, von allen Maßregeln zum Schutze des bedrängten Deutschtums die einzige sein, die auch der Polen Beifall finden würde; sie wäre wahrhaft populär und sicher die folgenreichste.*)

Es scheint nun freilich, als ob man in höheren Kreisen endlich zu ahnen anfinge, was hiesiger Gegend notthut. Die jüngsten Ereignisse eröffnen eine gute Aussicht. Mit Freuden haben wir die Ernennung eines besonderen Generalsuperintendenten für Westpreußen und die Bildung eines eigenen Konsistoriums in Danzig begrüßt. Es ist ein entschiedenes Eintreten für die bessere Versorgung der Evangelischen in der Diaspora wohl wahrnehmbar; die Bestrebungen des Konsistoriums werden von dem Evangelischen Oberkirchenrate bereitwilligst unterstützt; den Pfarrern werden zur Diasporareise reichliche Mittel zur Verfügung gestellt; die Errichtung neuer Pfarrsysteme wird mit Energie in Angriff genommen. Auch der Minister der geistlichen &c. Angelegenheiten, der vor kurzer Zeit die Provinzen Posen und Westpreußen bereiste, soll geneigt sein, Mittel zur Dotation für neugegründete Pfarrstellen, zur Erbauung von evangelischen Kirchen und Errichtung evangelischer Schulen bereit zu stellen. Wird man nun endlich zugestehen, daß die evangelischen Pfarrer und Lehrer die besten Germanisatoren sind? Von allen Seiten wird mir gesagt: „Das geschieht ja — aber wir leben in einem paritätischen Staate." Oft ist mir auch der Einwand gemacht worden: „Was würde Windthorst sagen?" Er wird lange Reden halten genau in demselben Tone, wie bei Beratung der sogenannten Polengesetze. Bis zur Einbringung derselben stand man genau unter demselben Banne der Engherzigkeit. Man sagte, in Preußen seien alle Bürger gleich; es komme nicht darauf an, welcher Nation sie angehören. Der Segen der Polengesetze liegt in erster Linie darin, daß man endlich den Mut gezeigt hat, offen einzugestehen: Wir wollen mit aller Energie germanisiren. Das Recht dazu kann uns niemand bestreiten, wenn wir darthun, daß der Polonismus für den Bestand des Vaterlandes gefahrdrohend ist. Nun sind die Beamten, welche vorher die geheime Instruktion hatten, zu germanisiren — und das war ein offenbares Geheimnis, bei den Polen nicht minder als bei den Deutschen —, gleichsam von einem Alp befreit, stehen offen vor Freund und Feind und haben dadurch in moralischer Hinsicht ungemein viel an Ansehen gewonnen. Die Deutschen haben Selbstbewußtsein erhalten; sie fühlen sich, so zu sagen, den Polen gegenüber. Es ist wirklich bis zu dem geringsten Arbeiter herab etwas von dem Bewußtsein zu merken: „Auch ich bin ein Deutscher." Der Pole, von Natur nachgiebig, wird sich bald in die veränderte Situation finden, und es wird „Deutscher" ein Schimpfname zu sein in hiesiger Gegend bald aufhören.

Haben wir nun aber oben schon mehrfach angedeutet, daß die Polen als Polen dem preußischen Staate, bez. der deutschen Nation gar nicht so feindlich gegenüberstehn, sondern diese Feindschaft sich nur bei den Polen findet, welche katholisch sind, und muß man uns dies zugestehen, so ist klar, daß der eigentliche Feind nicht der Polonismus, sondern der Katholizismus ist. Ich frage noch einmol, ob dies nicht zugestanden werden

---

*) Auch von andrer Seite wird uns die Simultanschule als eine Hauptquelle schwerer Schäden und Gefahren für den Protestantismus im preußischen Osten bezeichnet. Das läßt sich verstehen, wenn Männer, die in ihren Schriften als ultramontane Fanatiker dastehen, mit der Schulaufsicht betraut werden. So hat der katholische Regierungsrat Bernhard Schulz, welchem mehr als hundert evangelische Schulen in der Diaspora des Reg.-Bez. Marienwerder noch unter Falck dem Simultan- und Staatsgedanken zu Liebe unterstellt wurden, ein „Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Schulen" herausgegeben (Paderborn, Schöningh, 1878). Dasselbe ist ein Literaturlesebuch, bestimmt für die Prima der Gymnasien, und soll „die Quintessenz des Geistes, der in jeder Literaturperiode wehte, darstellen," und zwar durch Darbietung von Proben. Freilich sei die Auswahl dadurch beschränkt, daß der „Inhalt mit keinem Worte gegen die Sittlichkeit verstoßen darf." Demgemäß ist Walther von der Vogelweide römisch zugestutzt. Von Luther, der „1517 als Reformator auftrat" und darum in die „Zeit nach der Reformation" gewiesen wird („während" giebt es nicht) werden zwei Gedichte mitgeteilt: Vom Hofleben und Frau Musika, und drei Prosastücke: Vorrede zu Fabeln aus Aesop, Brief an den Rat und die Gemeinde von Mühlhausen (Thomas Münzer betreffend) und Wider die stürmenden Bauern (dies und das vorige Stück solche, welche die Römischen mit Vorliebe anführen). So erhält Luther 7 von 998 Seiten. Murner ist dagegen mit über 8 Seiten bedacht; bei ihm allein erhebt sich die sonst ganz dürre Lebensbeschreibung der Dichter zu einem literarischen Urteil folgenden Inhalts: „Seine größte literarische Thätigkeit fällt in die Jahre 1506 bis 1519; doch auch den folgenden Jahren gehören noch bedeutende Gedichte an, vor allem das bedeutendste »Von dem großen Lutherischen Narren &c.,« das 1522 erschien." Aus diesem Gedichte die giftigsten Stellen mitzuteilen, war nicht gegen die Sittlichkeit. Darnach ist Luther ein frecher Empörer gegen Menschen und Gott, „über den er sich gesetzt hat."

Wenn Gott ihm nicht entronnen wär,
Er hätt ihn selber griffen an,
Der grimme Zinck und tapfre Mann.

Seine Genossen sind von widerlicher Roheit, raten z. B. dem Kaiser, die Mönche mit Rüben zu sieden:

Denn sie sind feist und dazu queck,
So brauchen sie sonst kein ander Speck &c. &c.

Von Fischarts und Hans Sachsens evangelischer Gesinnung natürlich kein Wort. D H

muß, wenn man an die zu Anfang dieser Auseinandersetzung erwähnten Thatsachen sich erinnert, daß die evangelischen Polen stets sich zu den Deutschen halten. Das protestantische Preußen, das evangelische deutsche Kaiserreich ist den Katholiken ein Dorn im Auge. Ist es nicht so, warum haben dann die römischen Geistlichen deutscher Abstammung nicht ebenso wie die evangelischen die polnischen Gemeindeglieder mit den thatsächlichen Verhältnissen ausgesöhnt und sie zu begeisterten Preußen, ja sagen wir nur auch dreist — Deutschen erzogen? Als solche fühlen sich die evangelischen Polen in der That, wenn sie auch polnisch sprechen, gleich ihren evangelischen Brüdern, welche wendisch reden. Verhält sich die Sache aber so, dann kann und muß der Staat sich offen dazu entschließen, wie zum Schutze des bedrängten Deutschtums, so auch zu dem des bedrängten Protestantismus besondere Maßregeln zu ergreifen. Ja, ich stehe nicht an, es offen auszusprechen: das Deutschtum wird nur erfolgreich gefördert in diesen Gegenden, wenn der Protestantismus gefördert wird.*) !

*) Die Germania wußte zu berichten, daß ich es in Frankfurt eine „Danaidenarbeit“ genannt habe, wenn die preußische Regierung „einerseits die ehemals polnischen Gebiete zu germanisiren suche, sie aber andrerseits wieder an den Katholizismus ausliefere.“ Ich hätte es auch eine Penelopearbeit nennen können. Aber die Germania irrt, wenn sie meint, daß ich oder wer sonst in Frankfurt uns für die „Idee der Staatsomnipotenz“ begeistert haben. Wie der Verfasser obigen Artikels, so stellen wir nur die Irrtümer fest, in welcher die preußische Staatsregierung sich befindet, und dies in der Hoffnung, daß sie doch vielleicht noch rechtzeitig davon zurückkomme. Daß der Staat allein dem Protestantismus, wo er gefährdet ist, nicht helfen kann, wissen wir, und darum eben rühren wir uns selber. — Uebrigens bestätigt die Kreuzz. unsre Auffassung der Lage in Preußisch-Polen durchaus, wenn sie aus Anlaß der neuesten Sprachenverordnung unter dem 1. Oktober schreibt: „Daran, daß die polnische Bevölkerung durch Verstärkung des deutschen Sprachunterrichts jemals germanisirt werden könnte und würde, denkt niemand; das wird schon die katholische Kirche zu verhindern wissen.“ Aber die naheliegende Folgerung aus dieser Erkenntnis zieht die Kreuzzeitung so wenig wie die preußische Staatsregierung. D H

Das Herrigsche Lutherspiel in Görlitz

Es haben zuweilen Leute gefragt, wo denn die Wirkung der Lutherfeier von 1883 geblieben sei? Man darf billig dagegen fragen: Welche Wunderwirkungen habt ihr denn erwartet? Wirkungslos sind jene Tage der Begeisterung nicht vorübergegangen; aber die Wirkung ist, wie das nicht anders sein konnte, eine mehr stille, bescheidne, nach Ort und Landschaft verschiedenartige gewesen, vielleicht im kleinen Kreise nur, vielleicht in der Brust des Einzelnen zunächst verborgen und doch Frucht bereitend für das Ganze.

Zwei in die Augen fallende Schöpfungen jener Tage sind heute vorhanden und erinnern daran mit unmittelbarer Gewalt: das treu in Jena verbleibende Devrientsche und das durch Deutschlands evangelische Städte auf der Wanderung begriffene Herrigsche Lutherfestspiel. Wahrlich nicht zu verachtende Geburtstagsgeschenke des vierhundertjährigen Luther, die nicht wir ihm geschenkt haben, sondern er uns.

Ich sah neulich das Herrigsche Spiel in Görlitz. Bekanntlich ist es zuerst 1883 in Worms aufgeführt worden, ein „kirchliches Festspiel,“ eigens zur Lutherfeier gedichtet. Zuzweit bemächtigte sich Torgau des Stückes, und dort wurde Alexander Heßler, Direktor des Stadttheaters in Straßburg, ein Torgauer Kind, der Lutherdarsteller, als welcher er sich seitdem bei, soviel ich weiß, allen weitern Aufführungen bewährt hat. Es folgten Wittenberg, Erfurt, Eisleben, Berlin, Magdeburg und nun auch, vom 20. August bis 5. September in dreizehnmaliger Wiederholung, Görlitz. Ursprünglich waren nur sieben Vorstellungen angesagt; aber der Zudrang war in dieser ersten Woche so groß, daß für den Fremden, der zum Nachmittag in die Stadt kam, auch um viel Geld und gute Worte kein Platz mehr zu erlangen war (bei 1400 Plätzen). Die Billetpreise stuften sich ab von drei zu zwei und einer Mark; eine letzte Aufführung fand zu ermäßigten Preisen statt (1 Mark, 50 und 25 Pfennige): da stauten sich am Vormittag zwischen sieben und neun die Menschen vor dem Laden des Billethändlers so, daß die Polizei zum Aufrechterhalten der Ordnung nötig wurde. Bei diesen Preisen wäre das Haus gewiß noch einige male ausverkauft worden; schade, daß den Mitwirkenden dieses Opfer nicht länger zugemutet werden konnte. Auch so war es ein schönes Opfer kirchlichen Sinnes, das von den Beteiligten gebracht wurde. Außer dem „Luther,“ der zugleich das Ganze leitete, Alexander Heßler, lauter Görlitzer Bürger: vierundachtzig Namen nennt der Zettel; die Mitglieder der Kirchenchöre u. s. w. sind da noch nicht inbegriffen. Zunächst mag weniger die Lust, das Festspiel zur Darstellung zu bringen, als ein guter kirchlicher Zweck diese Schar freiwilliger Kräfte zusammengeführt haben; „zum Besten der innern Ausstattung der Peterskirche,“ jenes stattlichen gothischen Baues aus dem fünfzehnten Jahrhundert (die Anfänge reichen bis ins zwölfte zurück), ging das Spiel in Szene. Daß ich gleich über den Ertrag der Mühe berichte: man erzielte eine Einnahme von rund 20000 Mark und konnte einen Reingewinn von 9000 Mark für den ins Auge gefaßten Zweck zur Verfügung stellen.

Nun beabsichtige ich heute weder eine Beschreibung des Stückes noch eine Beurteilung der Görlitzer Wiedergabe. Ich behalte mir vor, auf die Dichtung selbst näher zurückzukommen, wenn es mir vergönnt sein wird, auch das Jenenser Lutherspiel aus eigner Anschauung zum Vergleich herbeizuziehen. Für diesmal nur einige zwanglose Erinnerungen.

Die verschiedenartigsten Räume haben dem Herrigschen Spiel eine Stätte geboten: zu Worms und Magdeburg eine Kirche, in Görlitz die vom Grafen Hochberg für die schlesischen Musikfeste erbaute Halle. Ein Rohbau, mit Tannengrün geschmückt, gerade in seiner Prachtlosigkeit der geeignete Schauplatz für die allem Raffinement des modernen Theaters abholde Volksbühne. Wer etwa von den Meiningern kam, wird angesichts dieses Wormser Reichstages ein Lächeln schwerlich unterdrückt haben. Ein gutes Stück Naivität mußte das „gebildete“ Publikum aufbringen, wenn es den rechten Genuß — ja was sage ich: Genuß? — die rechte Erbauung vor diesen Bretern davontragen wollte; es mußte sich auch einmal als „Volk“ fühlen können. Und da war nun das Erfreulichste: das „Volksstück“ leistete den Beweis des Geistes und der Kraft, indem es wirklich sein „Publikum“ zum „Volke,“ ja zur andächtigen Gemeinde machte. Etliche unverbesserliche Blasirte ausgenommen, geriet jedermann unwillkürlich in die Stimmung hinein, mit welcher die unverdorbene Menge solch ein Schaustück hinnimmt. Die dankbarsten Zuschauer saßen freilich nicht auf dem ersten Platze. Ich wünschte, ich hätte der Vorstellung zu ermäßigten Preisen beiwohnen können. Wie viel voller und andächtiger werden da die Choräle mitgesungen worden sein; wie viel unmittelbarer wird man da die große, unvergleichliche Geschichte miterlebt haben. Aber vielleicht war doch die Wirkung, welche das Spiel auch auf Gebildete ausübte, der Triumph des Kunstwerkes.*)

Je heimischer man in der geschichtlichen Wirklichkeit der Reformationszeit ist, desto schwerer muß es einem wohl werden, einem modernen Lutherdrama — und modern muß es bis zu einem gewissen Grade sein, so gewiß es zu unsrer Zeit reden will — immer gerecht zu bleiben. Aber auch manche Feinheiten der Dichtung wird man nur dann recht empfinden, und ich kann bezeugen, daß ein gesunder historischer Zug das Ganze trägt. Nur eins hat mich wirklich gestört: das Wesen Luthers in seiner Erfurter Klosterzelle — also gleich sein erstes Auftreten, die

*) Auf einen Fehler möchte ich doch hinweisen, damit er bei künftigen Aufführungen vermieden werde. In Görlitz waren die Zuschauer aufgefordert, zweimal in die Choräle mit einzustimmen, welche die einzelnen Bilder oder Auftritte trennten und verbanden. (Beiläufig: warum nicht viermal, wie in Eisleben? Man kann das Volk nicht genug zur Mitwirkung heranziehen.) Nun beging man den Fehler: sowie diese beiden Choräle an die Reihe kamen, wurde die sonst verdunkelte Halle hell erleuchtet, wie im Theater, wenn die Pause beginnt. Natürlich war dies für das Theaterpublikum das Zeichen zur Umschau und zur Unterhaltung, wozu der Drang wohl umso lebhafter sein mochte, als das ganze Stück ohne Pause verläuft. Aber die Andacht litt darunter, und an das Mitsingen dachten — mindestens auf dem ersten Platze — nur sehr wenige. Also man lasse die Leute nur im Finstern sitzen: „Ein feste Burg“ und „Nun danket alle Gott“ wissen sie alle auswendig.

erste Szene des Stückes. Viel zu Faustisch! Niemand kann sich dabei des Gedenkens an das Goethische Urbild erwehren. Weit treuer wäre der Dichter der Geschichte geblieben, und zugleich viel tiefer müßte der Eindruck sein, wenn Luther, statt am Schreibtische im behaglichen Lehnstuhl Monologe haltend, das Morgengrauen in der ganzen Verzweiflung der wieder umsonst durchrungenen Nacht erwartete: hingestreckt vor dem Kruzifix, etwa das zum Tode erschütterte Gemüt in kurzem Klagelaut enthüllend — so wird er von Staupitz gefunden, zur offenen Aussprache gebracht und auf den rechten Trost hingewiesen, welchen er rasch mit den väterlichen Freund überholender Kraft ergreift. Die schöne Szene mit Staupitz bedürfte kaum der Veränderung. Vielleicht gefällt es dem Dichter, den Vorschlag einer freundlichen Erwägung zu unterziehen.

Das Stück liegt gedruckt vor.*) Da ich es erst nach geschehener Aufführung gelesen habe, weiß ich nicht, wie es ohne die zu Hilfe kommende Erinnerung daran wirkt: jedenfalls ist es zum Spielen und Sehen da, und nicht zum Lesen. Als ich den Text nachträglich las, hat er mich doch wieder mächtig gepackt. Die einschlägigen theologischen Gedanken, die nicht zu vermeiden waren, sind mit großem Geschick und oft überraschend richtig eingewoben. Das nationale Element fehlt nicht, wie es nicht fehlen darf; aber in erster Linie ist Luther wirklich der christliche Held. Seine Papstfeindschaft kommt genügend zur Geltung, aber unter Vermeidung aller überflüssigen, verletzenden Polemik. Kurz, überaus wohlthuend wirkt das Ganze, ich kann es nur unterschreiben, „wie ein Gottesdienst.“ Und kein Zweifel, daß, wo es aufgeführt wird, die Liebe zu Luther, das Verständnis der Reformation und damit das vielgenannte protestantische Bewußtsein reiche Förderung erhält.

Und wie wollten wir uns freuen, wenn wirklich, wie Herrig und seine Freunde wollen, in diesem Lutherspiel die Anfänge einer allem Edeln, Guten und Schönen dienenden Volksbühne zu begrüßen wären! Wer hierüber mehr hören und weiter nachdenken will, dem empfehlen wir zwei Schriftchen: „Luxustheater und Volksbühne“ von Herrig (Berlin, Luckhardt) und „Ein städtisches Volkstheater und Festhaus in Worms“ von dessen Freunde Friedrich Schön (Worms, Stern). Freilich, darüber werden die beiden Vorkämpfer der Volksbühne sich keinen Täuschungen hingeben, daß es solcher Stoffe wie diesen — dem Volke so vertraut, die verschiedensten Geister gleich anmutend, unsre deutsche Art so zum Höchsten weisend — nicht viele geben mag.

Aber ich darf von dem Görlitzer Spiel nicht Abschied nehmen, ohne noch an eins zu gedenken. Görlitz ist keine Lutherstadt, wie die meisten, welche zuvor das Stück zur Aufführung brachten; ein gut Teil weniger Volkstümlichkeit hatte also dort der Stoff immerhin. Aber welch einen vorzüglichen Griff haben sie da gethan! Den „Ratsherrn,“ welcher bei Herrig mit dem „Ehrenhold“ das ideale Publikum, den „Chor“ des Schauspiels bildet, haben sie zu einer äußerst volkstümlichen historischen Person erhoben, die gar nicht glücklicher erfunden werden konnte. Nicht „ein Ratsherr“ trat auf, sondern der alte Görlitzer Bürgermeister Georg Emmerich. Wer kennt den nicht, der je in die ehrwürdige Sechsstadt gekommen und dort das heilige Grab geschaut hat? Und das ist zumal für das Landvolk, zumal für die Kinder die Hauptsehenswürdigkeit von Görlitz. Ein zinnerner Silberling, den ich als Knabe dort kaufen durfte, ist meine früheste Erinnerung an die Stadt. Aber was ist's um das heilige Grab und den Bürgermeister? Eine Schuld zu sühnen, pilgerte Herr Emmerich gen Jerusalem, etliche Jahre vor Luthers Geburt. Die Lage von Jerusalem erinnerte ihn an die Lage von Görlitz, und so faßte er den Plan, in der Heimat eine Nachbildung der heiligen Stätten zu stiften. Er reiste ein zweites mal nach Palästina, von einem Maler und einem Baumeister begleitet, um sich die genauen Maßverhältnisse zu verschaffen. Darnach führte er von 1481 bis 1489 — in welche Zeit Luthers Geburt fällt — den Bau aus. Da steht nun heute noch die Kirche zum heiligen Kreuz mit dem Sitzungssaale des hohen Rats und dem Gefängnis Christi, in welchem eine Statue des dornengekrönten Heilands; mit dem Saal des letzten Osterlammes und mit dem künstlichen Riß in der Mauer hinter dem Altar, der an das Karfreitagserdbeben erinnert. Da befindet sich noch heute nahe der Kirche die Salbung Christi (Statuen Christi und der Maria), weiterhin das heilige Grab selbst, ein Steinbau mit Kuppel, vor der Thür der Stein, auf dem die Wächter, drinnen der Stein, darauf die Engel saßen. Da schaut man dann hinunter in das Thal Kidron, auf die Jüngerwiese, und hinüber nach dem Oelberg; nach der Stadt hin aber wird einem genau die Lage vom Richthause des Pilatus und die Wohnung Ahasvers gezeigt. Und dort auf dem Kirchhofe stehen drei Linden; die bedeuten die drei Kreuze auf Golgatha.

Und nun, wie vertraut ist uns gleich der alte würdige Ratsherr, der vor dem noch geschlossenen Vorhange sich einstellt und den Ehrenhold fragt:

> Könnt' ich nicht euerm Spiel zusehn?

und auf des Ehrenholds Aufforderung:

> Hier ist noch Platz! so möcht' es gehn;
> Doch sag' zuerst mir, wer du bist!

sich als unser wackerer Bürgermeister zu erkennen giebt:

> Einer, der einst gewesen ist.

(Das sind noch des Dichters Worte. Nun folgt das Görlitzer Einschiebsel:)

> In dieser Stadt ehrwürd'gen Mauern
> Hatt' ich des ersten Ratstuhls Ehr',
> Manch böse Zeit half überdauern
> Mir Gott und Seiner Heil'gen Heer.
> Mein Herz von schwerer Schuld zu retten,
> Zog ich hinaus ins heil'ge Land
> Und bracht' von Christi Leidensstätten
> Mir jedes Wegs gemessen Band;
> Ich baut' an unsers Oelbergs Höhe
> Des Heilands Grab genau und wahr,
> Und gab das Bild von seinem Wehe
> Der tausendfach vermehrten Schar.
> Doch aller Werke fromm [illegible]
> Bracht' mir nicht des Gewissens Ruhe,
> Das Ueben der Gerechtigkeit
> Mit Wag' und Schwert im Bürgerkleid
> Hat mir das Herz nicht still gemacht.
> Viel Unruh hat mir auch gebracht
> Der Brauer und Tuchmacher Sippe
> Mit frecher Mißgunst auf der Lippe,
> Der Priester übermütig Fahren,
> Ihr Bierverschleiß und trotzig Gebahren.

Wie ganz versteht man nun erst des Ehrenholds Antwort, die wiederum mit des Dichters Versen gegeben wird:

> Euch schon hat's Sorg' und Not gemacht,
> Was Luther endlich kühn vollbracht. . . .

Mit diesem alten Herrn zusammen die Luthergeschichte durchzuleben, das hatte seinen unvergleichlichen Reiz, und darum seien die Görlitzer zu dem guten Einfall noch einmal beglückwünscht.

Zur Zeit werden Aufführungen des Herrigschen Lutherspiels, wie verlautet, in Braunschweig, Nordhausen, Leipzig und Dresden vorbereitet. Es ist zu hoffen, daß es in zehn Jahren keine evangelische Stadt mit hundert dazu brauchbaren und begeisterungsfähigen Menschen giebt, welche sich diese edle, fromme Gabe hat entgehen lassen. R

---

*) Luther. Ein kirchliches Festspiel zur Feier des vierhundertjährigen Geburtstages Martin Luthers in Worms, gedichtet von Hans Herrig. Vierte Auflage. Berlin, Luckhardt, 1887. 1,80 Mk. — Warum sind die eingeschalteten Choralverse nicht mit ausgedruckt?

Von christlicher Kunst

(Die Holbeinsche Madonna) Ueber das neueste Ereignis in der Kunstwelt entnehmen wir einem Privatbriefe Folgendes:

Sehr gut traf sich's, daß wir bei Hauser in der alten Pinakothek die Darmstädter Holbeinsche Madonna von allem toten Firniß und mancherlei Uebermalung gereinigt sehen konnten. Diese Reinigung nimmt allerdings die Bedeutung eines Ereignisses in der Kunstwelt ein. Nicht nur leuchtet aus den auferstandenen Linien und Farben die großartige Meisterschaft Holbeins in unvergleichlich höherem Maße hervor, als damals in Dresden, wo ich das Bild neben der Dresdner Rivalin sah, sondern vor allem ist es nunmehr unbedingt entschieden, daß die Priorität, um nicht rund zu sagen Originalität, der Darmstädterin gehört. Es haben sich nämlich bei der Reinigung mehrfache deutliche Spuren

ursprünglicher Holbeinscher Zeichnung herausgestellt, und diese stimmen vollständig überein mit den Baseler Handzeichnungen. Dies in aller Ruhe, bestem Licht, guter sachkundiger Mitteilung zu sehen, war uns von großem Werte. Und das Bild als solches — wundervolles Meisterwerk von Gottes Gnaden! Und wie lieb ist mir, daß ich es jetzt gesehen habe, ehe die ganze Kunsthistorikermeute noch angefangen zu bellen. Wie werden sie vor allem dabei die arme Dresdnerin wieder anbellen, wie die Möpse den Mond. Ja, den Mond! Denn ist die von Darmstadt nun wirklich die Sonne, so bleibt die von Dresden immerhin der Mond, der schöne, der sein Licht von jener empfängt.

(Ein Vaterunser von Gabriel Max) In München ist gegenwärtig das neueste Werk von Gabriel Max „Ein Vaterunser“ ausgestellt. Auf demselben sieht man ein junges Mädchen, welches, in ein weißes Gewand gehüllt, knieend sein Gebet verrichtet. Das Gemälde soll herrlich in der Ausführung sein und zu dem Besten gehören, was der Künstler und die Münchener Kunst überhaupt in den letzten Jahren geschaffen. G F

(Piglheins Panorama der Kreuzigung Christi) Die großartige Wirkung, welche das „Panorama von Jerusalem und die Kreuzigung Christi“ von Piglhein in München ausübt — der erste Versuch, christliche Gegenstände auch in dieser Art zu behandeln —, hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart veranlaßt, das Werk in Holzschnitt und Photographie zu vervielfältigen. Die photographische Wiedergabe umfaßt zehn Aufnahmen nach dem Original. Der Holzschnitt, welcher in Form eines ausziehbaren Albums erscheint, ist etwa 400 Centimeter lang und 45 Centimeter hoch. G F

(Bilderbibeln) Eine „Illustrirte Hausbibel“ mit über 1000 erklärenden Bildern von Städten und Plätzen, von Altertümern, Pflanzen, Tieren rc. im Text, mit Karten, 28 Vollbildern und einer Familienchronik, und zwar zunächst in einer evangelischen Ausgabe nach der deutschen Uebersetzung Martin Luthers, kündigt F. Pfeilstücker in Berlin an. Abweichend von den bisherigen Bilderbibeln, welche nur Szenen und Ereignisse der Bibel mit mehr oder weniger Phantasie zur Darstellung bringen, soll bei dieser Ausgabe zum erstenmale unternommen werden, das Verständnis der Heiligen Schrift durch Darstellung von Gegenständen, Städten und Plätzen, sowie durch Abbildungen von Pflanzen, Tieren rc. „nach authentischen Quellen“ zu unterstützen. Das Werk, hauptsächlich für die Schule und die Familie bestimmt, soll in etwa 28 Lieferungen (kl. Quart à 50 Pf.) erscheinen. — Gleichzeitig bereitet die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart die Herausgabe einer Prachtbibel mit großen farbigen Bildern vor, künstlerisch genaue Kopien der religiösen Meisterwerke von klassischen Malern alter und neuer Zeit. Diese Bibel in Folio soll zugleich eine Sammlung der hervorragendsten Meisterwerke der biblischen Malerei aller Schulen, in getreu nach den Originalen wiedergegebener Farbenpracht, darstellen. Das großartige Unternehmen ist bereits in Angriff genommen; die Bilder werden von dem königlichen Hof-Kunstinstitut von O. Troitzsch in Berlin hergestellt werden. — Endlich wird noch eine dritte Prachtbibel im Charakter der mit farbigen Abbildungen, Textumrahmungen und Initialen verzierten Handschriften des Mittelalters vom Hofprediger D. Frommel, Pfarrer Dr. Steinhausen und Professor Lindemann-Frommel im Verlage von Pasch in Berlin herausgegeben. Eine Probe der Art der Ausführung giebt der in Anlehnung am Schriftwerke des späten Mittelalters reich in Farben und Vergoldung ausgeführte Prospekt. Sehr erfreulich ist es, daß bei diesem Werke die buntfarbige Ausführung wieder in ihr altes Recht eingesetzt wird. Die Auswahl der Abbildungen, welche nach alten Miniaturen in Farbendruck hergestellt werden, hat Dr. J. Springer übernommen. Die Vorlagen zu den biblischen Landschaften, Ornamenten, Initialen und Zierleisten werden von den Malern Steinhausen, Lindemann-Frommel jun., A. Hoffmann und den Architekten Sägert, Guth und Wölfer ausgeführt. Die Verlagsbuchhandlung verspricht alle Hilfsmittel der Kunst und der Technik zusammengefaßt zu haben, um ein den mustergiltigen Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts ebenbürtiges Werk zu schaffen.

(Paramentenausstellung in Krefeld) In Krefeld soll im Oktober dieses Jahres eine Ausstellung kirchlicher Webereien und Stickereien in den Räumen der königlichen Gewerbesammlung unter dem Protektorate des Erzbischofs von Köln veranstaltet werden. Köln, Aachen, Regensburg, Augsburg werden ihre reichen Schatzkammern öffnen, um die Ausstellung zu beschicken. Man hofft im Interesse christlicher Kunst, daß auch protestantische Städte wie Halberstadt, Brandenburg, Stralsund, Danzig ihre zahlreichen schönen Paramente nicht verweigern werden. (Post)

(Die kirchliche Kunst auf der Katholikenversammlung) Leider liegt uns der Vortrag, den Herr von Heereman auf der Katholikenversammlung in Trier über kirchliche Kunst gehalten hat, nicht im Wortlaute vor. Wir können ihn nur nach den ziemlich übereinstimmenden Referaten beurteilen. Die hier wiedergegebenen Sätze sind aber doch zum Teile zu charakteristisch, als daß sie mit Stillschweigen übergangen werden könnten. Selbstverständlich ist der Hauptinhalt: „Die Kunst ist eine Tochter der Kirche. Keine Kunst ohne Kirche. Wo aber Kunst ohne Kirche ist, ist sie keine Kunst. Das Mittelalter hat die Blüte kirchlicher Kunst gezeitigt. Drum laßt uns zum Mittelalter zurückkehren.“ Die katholische Theologie darf in alle Zukunft nur auf Thomas von Aquino sich aufbauen: Repristinationstheologie — Repristinationskunst!

Das Schlagwort ist nicht neu, und manche unsrer Protestanten führen es ebenfalls im Munde. Hört man es nicht, fast möchte ich sagen auf den Gassen: Ihr müßt für die Kirchenbauten das Heil in der Gothik suchen?

Unsre Künstler werden von den Auslassungen in Trier wenig befriedigt sein. Es heißt eben das freie Walten der künstlerischen Persönlichkeit unterbinden, wenn man sie in bestimmte kirchliche Grenzen einhegen, sie auf antiquirte Standpunkte zurückschrauben will. Aber auch die Kunsthistoriker nicht. Sie werden über manche der gefallenen Aeußerungen ihr Erstaunen nicht unterdrücken können, besonders über das, was Freiherr von Heereman nicht gesagt hat. Neu ist entschieden, daß in den Katakomben die Lehre von der Versöhnung mit Gott dargestellt sei. So neu wie es ist, so falsch ist es. Gewiß sind die Dome großartige Schöpfungen; aber ihnen gegenüber verdient doch wohl die Renaissance auch der Erwähnung. Darüber aber schweigt man sich aus. Nun kommt im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert infolge der allgemeinen religiösen Mattigkeit die Schwäche in der Kunst. Giebt es keine erhebenden Ausnahmen? Gerade in religiöser Kunst leuchtet hell der Stern Rembrandts. Aber er ist Protestant; drum wird er verschwiegen. Dafür ist umso interessanter die böse Schilderung des Jesuitenstiles. Denn er war es doch, durch den „die Kirchen einen mehr salonartigen Charakter annahmen. Die Heiligen tänzelten in den Kirchen aus der Rokoko- und Barockzeit an gewundenen Säulen; Engel in sonderbarer Kleidung überschlugen sich auf den Gesimsen.“ Nun folgte der steife Klassizismus, dem die Werke aus dem Mittelalter unverständlich blieben. Ein Aufschwung erfolgte erst durch Overbeck, Cornelius rc. Carstens, Thorwaldsen und Schinkel kennt der Redner nicht, darum auch nicht das Große, was diese für alle Zeiten geleistet haben, das Verständnis, welches zumal der letzte für das Mittelalter gehabt hat.

An der gegenwärtigen Generation verzweifelt der Redner. Der böse Realismus und Nationalismus ist die Seuche. Wir wollen für das erstere lieber sagen „Naturalismus“ und geben gern zu, daß hier sich ein gefährliches Element eingeschlichen hat. Aber wir wollen nicht vergessen, daß auch er sein Gutes haben wird. Schon mehren sich die Anzeichen, daß es mit unsrer religiösen Kunst sacht aufwärts geht. Wir sind gegenwärtig in einem merkwürdigen Stadium der Unsicherheit. Nur komme man nicht den Künstlern mit solch unklugen Forderungen, wie sie ohne alles Verständnis für die Geschichte und für unsre Zeit in Trier ausgesprochen worden sind. Es giebt eine Kunst ohne kirchlichen Charakter. Was thut's? Um so mehr wollen wir unsre religiöse Kunst in unserm Volke pflegen. J F

Aus der innern Mission

(Gemeindediakonie) Der Arzt sagt der Mutter: „Sie brauchen sechs Wochen Schonung, sonst stehe ich für nichts.“ Die Frau aber kann sich beim besten Willen nicht schonen; denn sie findet bei ihrer Armut niemanden, der ihr auch nur täglich eine Stunde hilft. — Das kranke Kind soll Umschläge erhalten und einen bestimmt zusammengesetzten Trank; aber die Eltern sind teils zu ungeschickt, teils zu beschäftigt; es unterbleibt beides. — Eine Tochter ist an Diphtheritis gestorben. Man fürchtet Ansteckung, aber man weiß nicht, wie und was und wo man desinfiziren soll. Wer hilft? — Eine alte gemeindearme Person ist so matt und stumpf geworden, daß man sie an- und ausziehen möchte wie ein kleines Kind. Wer thuts? — Die wohlhabenderen Familien würden gern einem Kranken helfen, wenn sie nur wüßten, wo er liegt. Wer sagt es ihnen? — Der Kranke möchte gern jeden Vormittag ein Kapitel vorgelesen haben, wenn er nur jemand fände, der es gern thut. — So etwa überlegten die, welche bis jetzt Gemeindediakonissinnen riefen.

Man kann rechnen, daß unter 8000 Einwohnern für eine Diakonissin hinreichend Arbeit sich findet. Darum ist kleineren Orten, in denen das Bedürfnis aufwacht, zu raten, sich zusammenzuschließen, sobald es die örtlichen Verhältnisse erlauben. Eine Diakonissin kostet jährlich alles in allem 1000 bis 1200 Mk. Zu dieser Summe werden, wo es nötig ist, die Krankenkassen gern einen Beitrag zahlen, da ihnen durch eine geschulte Pflegerin viele Ausgaben erspart werden können. Ob die Diakonissin (oder Schwester vom roten Kreuz) von der Gemeindebehörde, der Kirchgemeindevertretung, von einem Verein, einem einzelnen Menschenfreunde oder durch ein Stiftungskapital erhalten wird, ist von geringer Bedeutung. Ob die Krankenpflege kommunal heißt oder kirchlich — eines wird sie ja doch bleiben: christlich; und darauf kommt es an. F N

(Das Wirtshaus) In Nr. 34 der Protestantischen Kirchenzeitung schreibt Pfarrer D. Sulze in Dresden über „Das Wirtshaus; eine Frage an Sachverständige.“ Was er von dem unberechenbaren Schaden sagt, den die zahllosen größeren oder kleineren, anständigen oder weniger anständigen Hotels, Restaurants, Tanzlokale dem Volksgemüt und dem kirchlichen Leben bringen, ist ja nicht neu, kann und soll es auch nicht sein, denn christliche und humane Beobachter unsrer Zeit haben über diese Sache schon hundertmal klagen müssen. Neu aber ist der — staatssozialistische — Vorschlag, allen Gasthofsbetrieb einzig und allein in kommunale Hände zu legen. Der Staat, beziehentlich die Einzelgemeinde, sollen für allerlei Erholungsbedürfnisse der Einheimischen und für den Aufenthalt der massenhaften reicheren und ärmeren Reisenden Anstalten schaffen, die unter Kontrole verpachtet werden, ähnlich wie jetzt die Bahnhofsrestaurants. Dann wird unter dem Druck der öffentlichen Kritik das Uebermaß versuchlicher Stätten sich von selbst beseitigen und das allgemeine Niveau der Unterhaltungsorte sich wesentlich heben. Der Fremde wird sicher sein vor Ausbeutung und gesundheitlicher Gefährdung, und der Gewinn, welcher jetzt oft sehr ungeeigneten Persönlichkeiten zufließt, wird eine Erleichterung der Steuerlast für die Aermeren

ermöglichen. Warum sollen denn die Gastwirte unserm Volk einen Zehnten abnehmen dürfen, der der Gesamtheit erhalten werden kann? Die Herbergen zur Heimat (jetzt 286) sind ein schwacher Anfang, das Wirtshaus der Privatkonkurrenz zu entziehen. Sie sind Vorläufer dessen, was nicht in den Händen von willkürlich sich bildenden Vereinen, sondern in denen fest organisirter Körperschaften werden kann. — Wir wagen nicht, über die Schwierigkeiten dieses Projektes Bestimmtes zu äußern, möchten es aber erfahreneren Leuten zur gewissenhaften Prüfung empfehlen. F N

(Eine Frau zur sozialen Frage in Sachsen) Unter dem Titel „Die soziale Gefahr in Sachsen“ erschien vor mehreren Monaten eine Broschüre, welche in sächsischen Blättern fleißig besprochen worden ist. Man hat ihr u. E. öfters zu viel Gutes nachgesagt, indem man übersah, wie völlig arm sie an positiven Vorschlägen zur Besserung ist. Was sie bietet, ist reichliche, zum Teil kleinliche Kritik der verschiedensten Lebensgebiete. Wenn wir diese Schrift nun heute doch erwähnen, so geschieht es, um auf eine Antwort aufmerksam zu machen, die ihr von einer Dame geworden ist, welche schon durch ihre Stellung in der Lage ist, reichste und ärmste Kreise wirklich zu kennen. Wir meinen: „Noch ein Wort zur sozialen Frage im Königreich Sachsen von E. W.“ (Döbeln, 20 Pf.) Nicht als ob uns auf diesen Blättern neue sozialpolitische Aufschlüsse geboten wurden; das ist nicht Aufgabe der um Volkswohl bemühten Frauenwelt. Was wir aber finden, ist ein freies, mildes, warmes Herz, dem es schwer wird, zu sehen, wie man auf gedrückte und irrende Menschen so leicht noch Scheltwort über Scheltwort häuft. Wir sollen nicht immer kritisiren, sondern ermutigen und durch Liebe gewinnen, sollen vor allem den Unzufriedenen im Volke die Augen öffnen über die Reichtümer an Glück, Tugend, Glauben und Erbarmen, die sich oft unbeachtet in unsrer Mitte finden. Kurz: christlicher Optimismus an Stelle eines pharisäischen Pessimismus! Wer insbesondre von unsern Leserinnen gern eine wirkliche Ermunterung zu sozial versöhnender Liebesarbeit auf sich wirken läßt, wird gern sich in die Gedankenwelt der edeln Frau einführen lassen, über deren öffentliches Wort wir reden. F N

(Zur Handwerkerfrage) Durch die Handwerkerwelt hin beginnt sich ein Zug nach kirchlicher Vertiefung bemerkbar zu machen, der sich mit den von Ackermann u. Gen. im Reichstage vertretenen Innungswünschen zu vereinigen sucht. Ein bedeutsames Zeichen dafür ist eine Resolution des von Katholiken und Protestanten gleicherweise besuchten rheinischen Handwerkertages zu Koblenz am 10. Juli, von welcher wir den ersten und vierten Absatz wiedergeben:

1) Alle dem rheinischen Provinzialverbande angehörigen Innungen haben mit allen Kräften dahin zu streben, daß für die den Innungen zugehörigen Lehrlinge an den Sonntag-Nachmittagen ein regelmäßiger Gottesdienst mit katechetischer Unterweisung eingerichtet, oder wo diesen die Verhältnisse vor der Hand nicht zulassen, eine wöchentliche Religionsstunde, und hierzu die Hilfe der Kirche angerufen werde.

4) Der Handwerkertag erkennt damit an, daß eine wirksame innere Erneuerung, sowie eine dauernd erfolg- und segensreiche Reorganisation des Handwerkerstandes einzig nur zu erwarten ist, wenn die Erziehung der jugendlichen Handwerker auf religiöser Grundlage in Verbindung mit der Kirche allgemein ins Werk gesetzt wird.

Die Begründung hatte der katholische Direktor Cremer aus Aachen übernommen, aber in einem Sinne, der es auf dem Dortmunder Handwerkertage dem evangelischen Pfarrer Mörchen aus Bielefeld möglich machte, zu sagen, daß es sich nicht um eine konfessionelle Angelegenheit handle, sondern um ein Stück ernsten, deutschen, christlichen Volkslebens. F N

(Speisung armer Schulkinder in Kopenhagen) Eine Volksschullehrerin in Kopenhagen lenkte zuerst den Blick des wohlthätigen Publikums auf den Notstand, daß nicht wenige der Freischüler (Armenschüler) aller geordneten kräftigen Ernährung entbehrten. Man untersuchte die Verpflegung der Freischüler und fand die erschreckende Thatsache, daß ein Drittel von ihnen das ganze Jahr hindurch kein Mittagessen bekommt. (Ganz das Nämliche wurde aus England berichtet: Nr. 15, S. 143.) Als dies bekannt wurde, ließ Hilfe nicht lange auf sich warten. Ein Verein trat zusammen, welcher, meist in den Kellerräumen der Schulgebäude, Küchen errichtete, in welchen Montag, Mittwoch und Freitag Knaben, an den andern Wochentagen Mädchen einfach aber nahrhaft gespeist werden. In den Wintermonaten des letzten Jahres wurde täglich über 1200 Kindern der Tisch gedeckt. — Gewiß ist es am besten, wenn sich mittags die Kinder an den Tisch ihrer Eltern setzen, sollte auch die Mutter selten Fleisch kochen können; aber wo kein Elterntisch bereit steht, gilt es Anstaltstafeln zu füllen. Ob nicht auch in mancher von unsern Großstädten etwas ähnliches nötig ist?*) F N

Verschiedenes

(Zur Weimarer Rede des Pfarrers Thümmel) Unsre Leser werden aus den Zeitungen wissen, daß der Pfarrer Thümmel von Remscheid im Evangelischen Arbeiterverein zu Weimar eine Rede gehalten hat, welche Gegenstand der heftigsten Angriffe von seiten der ultramontanen Presse geworden ist. Aber auch die protestantischen oder indifferenten Tagesblätter haben gewisse Ausdrücke und Wendungen jener Rede mehr oder minder gemißbilligt. Auch wir würden nicht anstehen, die Art, wie Pfarrer Thümmel den konfessionellen Kampf führt, offen abzulehnen, wenn sich die ursprünglichen Angaben über den von ihm beliebten Wortlaut bewahrheiten sollten. Indessen erklärt Herr Thümmel in einer Zuschrift an mehrere Zeitungen, daß die Berichte der Blätter unrichtig seien. Was er gesagt habe, will er aber erst vor Gericht feststellen, da die Voruntersuchung gegen ihn dem Vernehmen nach bereits eröffnet sei. Wir enthalten uns also zunächst jeden Urteils und bitten unsre Leser, dasselbe zu thun.

(Windthorstspende) Die Windthorstspende zum Bau der Marienkirche in Hannover ist, laut Meldung der Germania vom 14. Septbr., nunmehr auf 80800 Mark angewachsen.

(Grundsteinlegung zu einer evangelischen Kirche in Palmnicken) Bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Firma Stantien und Becker wurde durch die Inhaber der Firma und die anwesenden Geschäftsfreunde ein Kapital gezeichnet, welches zu einer Unfallversicherungskasse für die Angestellten bestimmt war. Durch die gesetzliche Einführung der Unfallversicherung wurden die Arbeiter der Firma sichergestellt; das gestiftete Kapital war also für den ursprünglich beabsichtigten Zweck nicht zu verwenden. Bei den Hunderten von Beamten und Arbeitern, welche die Firma beschäftigt, stellte sich aber der Mangel eines geeigneten Raumes zur Abhaltung regelmäßigen Gottesdienstes immer mehr heraus, und so wurde auf Anregung des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, Dr. von Schlieckmann, das gestiftete Kapital mit Genehmigung der Spender zur Erbauung eines evangelischen Gotteshauses bestimmt, wozu Geheimrat Becker auch noch Grund und Boden unentgeltlich hergab. Das Hofmarschallamt hatte die Nachricht hergelangen lassen, daß falls die feierliche Grundsteinlegung zur Zeit der Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers in der Provinz stattfinden werde, Seine Majestät selbst oder ein Stellvertreter die feierliche Handlung vollziehen werde. Da nun der Kaiser sich durch Krankheit verhindert sah, nach Ostpreußen zu kommen, wurde mit seiner Stellvertretung bei der Grundsteinlegung der Generaladjutant Graf Lehndorff betraut, welcher am 8. September früh um 9 Uhr mit Extrazug von Königsberg eintraf. Mit ihm kamen der Staatsminister von Puttkamer, Oberpräsident von Schlieckmann, Regierungspräsident von der Recke, Generalmajor Graf von Finckenstein, Präsident des Konsistoriums von Dörnberg, Oberbürgermeister Selke und viele hohe Offiziere und Beamte der Provinzialbehörden, sowie sämtliche anläßlich der Kaisermanöver hier anwesenden fremdherrlichen Offiziere nebst den Gemahlinnen des Grafen Lehndorff, des Oberpräsidenten und des Regierungspräsidenten. Die Herrschaften wurden durch den Chef, die Beamten und Arbeiter der Firma Stantien und Becker auf dem bekränzten Bahnhofe empfangen und fuhren sodann durch den mit Ehrenpforten und Fahnen prächtig ausgeschmückten Weg nach dem Kirchenplatz. Generalsuperintendent D. Carus hielt die Weiherede, in welcher er hervorhob, daß gerade in unmittelbarer Nähe des Ortes, an welchem der erste Bote des Christentums, Bischof Adalbert, einen grausamen Tod gefunden, eine christliche Kirche gebaut werden solle. Der ganzen Ausführung lag der Bibelspruch zu Grunde: „Habt die Brüder lieb. Fürchtet Gott. Ehret den König“ (1. Petr. 2, 17). Die Arbeiter ermahnte er zu Treue und Anhänglichkeit an den Chef, welcher nicht nur für ihr leibliches Wohl besorgt sei, sondern auch um ihr Seelenheil sich bemühe und als Jude ihnen ein christliches Gotteshaus erbaue. Mit einem Gebet für das Herrscherhaus und der Erteilung des Segens schloß die Rede. Darnach verlas der Superintendenturverweser, Dr. Steinwender, die Stiftungsurkunde, welche in den Grundstein eingemauert wurde. Nun trat Graf Lehndorff vor den Stein und teilte der Versammlung mit, daß er als Stellvertreter Sr. Majestät des Kaisers gekommen sei. Er ergriff den silbernen Hammer und mit den Worten: „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers“ that er die drei ersten Hammerschläge. Ihm folgten D. Carus, v. Dörnberg, Oberpräsident Dr. v Schlieckmann, Regierungspräsident v. d. Recke, Geheimer Kommerzienrat Becker. Ein Schlußgebet beendete die Feier. (Nach der Kreuzz.)

(Elektrische Orgeln) Die neue Kirche zum heiligen Kreuz in Berlin erhält die zweite elektrische Orgel in Deutschland; die erste besitzt Aachen. Kommerzienrat Eger hat für diese Orgel zwanzigtausend Mark gesichert und etliche Tausende wird die Gemeinde noch beisteuern. Die Orgel wird von Dinse in Berlin unter Benutzung einer Lizenz der Patent-Inhaber in Freiburg erbaut. Der Vorteil einer elektrischen Orgel ist, daß sie, einmal gestimmt, fast nie einer Nachstimmung bedarf.

(Ein neues Lutherfestspiel) Das Luther-Denkmalkomitee zu Torgau wird bei der diesjährigen Luther-Feier ein neues Festspiel, „Luther und seine Zeit“ vom Superintendenten Trümpelmann, zur Aufführung bringen; den Luther wird der Hofschauspieler Karl Porth in Dresden spielen.

(Noch einmal das Leipziger Albertvereinsfestspiel) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Dr. Paul Heyse liegt sein mehrerwähntes Lustspiel „Unter Brüdern“ gedruckt vor in dem vierzehnten Bändchen der „Dramatischen Dichtungen“: „Drei einaktige Trauerspiele und ein Lustspiel. Berlin, Wilh. Hertz, 1884.“

*) In Wien ergaben die soeben angestellten Erhebungen, daß 119 Schulkinder gar nichts, 266 nur ein Stück Brot, 184 nichts Warmes, 900 nur Brot und Kaffee oder Gemüse zu Mittag bekommen, 585 sonst noch überhaupt Nahrungsmangel leiden. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig